Walter Zitterbarth

Vom Wert der Werte

Fachzeitschrift des Ruth Cohn Institute for TCI International

THEMENZENTRIERTE INTERAKTION / TZI
THEME-CENTERED INTERACTION / TCI

Schwerpunkt
Es geht um Werte

Vom Wert der Werte
Walter Zitterbarth
Die Wertorientierung der TZI und ihre Anschlussfähigkeit an Beratungsformate und Klientensysteme
Stephan Daniel Richter
Werte – immer wieder anders und keineswegs beliebig
Jürgen Hargens
Werte in Organisationen, Existenzanalyse und TZI begegnen einander
Reingard Lange & Rainer Knaut
Das Konzept der TZI als Beitrag zu ethischem Lernen
Klaus-Gerd Eich
Werte-Reflexion statt Werte-Diskussion und Definition. Warum der Grundgedanke der Wertschätzung für Unternehmen wichtig ist und gleichzeitig auch nicht
Ralf Besser
Leitbilder für Führung und Zusammenarbeit als Basis für wertbezogenes Handeln. Aller Anfang ist schwer – doch danach wird's schwerer
Hubert Liebens
Literatur zum Themenschwerpunkt
Anja von Kanitz
Themenzentrierte Interaktion trifft systemische Gruppenarbeit. Unterschiede, Gemeinsamkeiten und andere Kontexte
Frank Haehn

ISSN 0934-5272
1/2016
Psychosozial-Verlag

Themenzentrierte Interaktion
»Es geht um Werte«
30. Jahrgang, 1/2016, Seite 9–17
Psychosozial-Verlag

28242

Psychosozial-Verlag

Themenzentrierte Interaktion (TZI) Theme-centered Interaction (TCI)

Herausgeber/Publisher
Ruth-Cohn-Institute for TCI – International
Colmarerstr. 13, CH–4055 Basel
HR HRA Basel-Stadt
CH–270.6.000.168–1

Geschäftsstelle/Office
Oranienstr. 6
D–10997 Berlin
Fon: +49 (0) 30 – 61 69 27 – 11
Fax: +49 (0) 30 – 61 69 27 – 17
office@ruth-cohn-institute.org

Redaktion/Editors
Anja von Kanitz (geschäftsführend)
Gesa Bertels
Judith Burkhard
Birgit Menzel
Elfi Stollberg
Dr. Walter Zitterbarth

Redaktionsbeirat/Advisory Board
Paul Matzdorf
Anita Ockel
Helmut Reichert

Anschrift der Redaktion für die Zusendung von Manuskripten und Besprechungsexemplaren:
Manuscripts, articles, books please send to:

Anja von Kanitz
Friedrichstr. 1
D–35037 Marburg
Fon +49 (0) 64 21 – 97 13 37
Fax +49 (0) 64 21 – 97 13 38
E-Mail: anja@von-kanitz.de

ISSN 0934–5272

Erscheint zweimal jährlich
(Frühjahr/Herbst)

Einzelheft € 10,50
Jahresabonnement € 18,50

Bestellungen an den Verlag:
Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10
35390 Gießen
E-Mail: vertrieb@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Anzeigen an den Verlag:
E-Mail: anzeigen@psychosozial-verlag.de
Es gelten die Preise der aktuellen Mediadaten. Sie finden sie im Downloadbereich auf www.psychosozial-verlag.de.

Satz & Gestaltung: Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Rechte:
© Psychosozial-Verlag, Gießen
Nachdruck – auch auszugsweise – mit Quellenangabe nur nach Rücksprache mit den Herausgebern. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, vorbehalten.

30. Jahrgang
Heft 1
Frühjahr 2016

Walter Zitterbarth

Vom Wert der Werte

Werte sind im öffentlichen Diskurs allgegenwärtig. Dennoch ist die Frage, was Werte eigentlich sind, schwer zu beantworten. Wir benötigen Werte für die Schaffung eines Ordnungsrahmens innerhalb dessen unser Handeln Orientierung und Verlässlichkeit gewinnt. Die Philosophie zeigte zu Beginn des 20. Jh. einmal großes Interesse an einer Klärung und Systematisierung des Wertbegriffs. Doch dieses Interesse flaute rasch wieder ab und die Beschäftigung mit dem Thema Werte ging auf die Kulturwissenschaften über. So etwas wie eine gemeinsame Moral kann erst entstehen, wenn Menschen mit unterschiedlichen Werten um einen Ausgleich ringen.

Values are omnipresent in public discourse. And yet, it is not easy to answer the question as to what values actually are. We need values in order to create a structured order within which our actions become more targeted and reliable. In the early 20th century, philosophy at one point showed a keen interest in clarifying and structuring the value concept. However, this interest quickly waned and the cultural sciences took on the issue of values. There can be no such thing as a common ethic if persons with different values do not struggle to achieve a balance.

Zum Autor
Walter Zitterbarth, Dr. phil., Jg. 1950, Studium Philosophie und Psychologie, TZI-Graduierter, systemischer Lehrtherapeut, Tätigkeiten als Hochschuldozent sowie systemischer Therapeut und Supervisor.
Zitterbarth@web.de

1. Begriffsdefinition

Die Rede von „Werten“ hat heute Hochkonjunktur. Erhoben werden „Werte-Rankings“ und „Werte-profile“. Beklagt oder begrüßt wird allerorts der „Wertewandel“. Unternehmen etablieren ein „Wertemanagement“ und ganze Gesellschaften und politische Gebilde verstehen sich als „Wertegemeinschaft“, die einer bestimmten „Werteordnung“ folgt. „Werteorientiert“ sollen politische Parteien ebenso sein wie die Erziehung und unser Verhalten insgesamt. Es gibt ökologische, religiöse, ethische und ästhetische Werte, Vermögenswerte, Unternehmenswerte, Sachwerte, Schrottwerte. Doch je länger wir über Werte nachdenken, desto größer die Verwirrung. Die quasi selbstverständliche und allgegenwärtige Verwendung des

Wertbegriffs kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Begriff zumeist recht unbestimmt und überaus schillernd verwendet wird.

Werfen wir einen raschen Blick auf die Humanwissenschaften. „Wert" (engl. value) ist ein Begriff, der in allen diesen Disziplinen verwendet wird. Dabei ist der Ausgangspunkt für jede auf Umfragen beruhende empirische Werteforschung die Wert-Definition von R.B. Perry (1926), nach der „any object of interest" als „value" gilt. Werte sind dementsprechend die präferierten Gegenstände, die von den befragten Personen genannt werden, egal ob es sich bei der Befragung um Konsumforschung, Lebenszielforschung etc. handelt. Doch die seither klassisch gewordene Definition des Soziologen C. Kluckhohn (1951) sagt etwas anderes. Ihr zufolge ist „Wert" „eine Auffassung vom Wünschenswerten, die explizit oder implizit sowie für ein Individuum oder eine Gruppe kennzeichnend ist und die Auswahl der zugänglichen Wege, Mittel oder Ziele des Handels beeinflusst". Aber was soll nun gelten: sind Werte Objekte der Präferenz oder diese Präferenzordnungen selbst? Objektive Gegenstände oder subjektive Meinungen? Darauf wird zurückzukommen sein. Doch fürs erste können wir dem Stoßseufzer von P. Kmieciak (1976) zustimmen, dass in Bezug auf den Wertbegriff ein „babylonisches Sprachengewirr" herrscht.

Sind Werte Objekte der Präferenz oder diese Präferenzordnungen selbst?

Woran liegt das? Es handelt sich bei dem Begriff „Wert" um einen hoch abstrakten Sammelbegriff, in den – wie die obige Beispielsammlung zeigt – Vieles und nicht unbedingt Zusammengehöriges hineingepackt werden kann. Auf den ersten Blick zumindest lässt die Rede von Werten im Unklaren, was der Begriff alles unter sich versammelt und wo die Grenzen seiner korrekten Verwendbarkeit liegen. Weder ist der Wertbegriff ein denknotwendiges Prinzip oder eine Kategorie des Verstandes, noch sind Werte, darüber herrscht heute weitgehende Einigkeit, eine vom wertefeststellenden Subjekt völlig unabhängige Gegebenheit. Dennoch überrascht so viel Unklarheit angesichts der Tatsache, dass die gesamte abendländische Geistesgeschichte seit Platon und Aristoteles von der Diskussion über den Charakter, die Herkunft, die Existenzweise, die Objektivität oder Subjektivität, die absolute oder relative Geltung von „Werten" geprägt ist. Dass der Wertbegriff dabei seinen schwierigen Status nie los wurde, liegt sicherlich auch darin begründet, dass es sich einfach nicht unmittelbar erschließt, was Werte eigentlich sind, noch ob es sie überhaupt gibt, und wenn ja, in welchem Sinne – so, wie es Häuser und Elefanten gibt, oder auf eine ganz andere Weise.

Beginnen wir daher mit zwei einfacheren Fragen. Einmal derjenigen nach der Funktion von Werten und der nach der Funktion des Wertbegriffs. Wozu bedarf es der Werte und welchen Nutzen

bietet der Wertbegriff, sodass er nicht durch verwandte Begriffe ersetzt werden kann?

2. Zur Funktion von Werten

An dieser Stelle kann uns vielleicht die Philosophische Anthropologie weiterhelfen. Der Mensch gilt dort im Unterschied zum Tier als nicht festgelegtes und d.h. vor allem als nicht instinktgesteuertes Wesen. Er ist dementsprechend nicht von vorneherein auf eine spezifische Umwelt festgelegt, sondern hat von Natur aus Zugang zu einer unbegrenzten Vielzahl möglicher ökologischer Gegebenheiten und existierender Kulturen. Die Fähigkeit zu einem lebensdienlichen Handeln, setzt jedoch Verhaltenssicherheit in einem Ordnungsrahmen voraus, die nur durch Eingrenzung gewinnbar ist. Die Verfügung über Werte, die eine Auswahl aus der chaotischen Fülle denkbarer Weltbezüge ermöglichen, gehört zur Bewältigung dieses Problems unabdingbar hinzu und dies auf zwei Ebenen. Einmal sind Werte konstitutive Elemente des durch kulturelle Sinn- und Bedeutungsgehalte mitbestimmten Sozialsystems. Werte machen dementsprechend auch das Zentrum von Institutionen als instinktanalogen „Führungssystemen" aus. Dies wurde bereits von Arnold Gehlen festgestellt. Doch was er übersah, war, dass Werte auch – als „Wertorientierungen" – notwendigerweise in den Grundlagen des individuellen Verhaltens und Handelns eine wichtige Rolle spielen. Sie lassen sich auf dieser Ebene als zentrale Orientierungs- und Steuerungsfaktoren von Individuen verstehen, die eine intersubjektive Verständigung über die Vernünftigkeit institutionalisierter Verhaltensnormierungen ermöglichen.

Erkennt man diese unabdingbare Doppelbedeutung des Wertbegriffs an, so besitzt man einen zentralen Zugang zu dem überzeitlichen Problemgehalt der Beziehungen zwischen Mensch und Gesellschaft. Dieser leitet sich ganz wesentlich aus der ungesicherten Übereinstimmung „objektiver" und „subjektiver" Wertgehalte bei der Entstehung, Entwicklung und internen Strukturierung sozialer Systeme ab. Je komplexer letztere werden, desto wahrscheinlicher wird das Auftreten von Wertkonflikten. Dies hat damit zu tun, dass in solchen Systemen aufgrund fortgeschrittener sozialer Differenzierung in der Regel diejenigen „lebensweltlichen" Subsysteme, in denen sich die individuellen Wertorientierungen durch Sozialisationsvorgänge herausbilden (Familie, peer groups, Bildungseinrichtungen etc.) von denen abgetrennt sind, in denen sich ihre systemoffizielle Legitimierung und Nutzung vollzieht (Politisches System, Rechtssystem, Beschäftigungssystem) ohne dass ausreichende Koordinierungen zur Verfügung stehen. Es kann hierdurch zu "Ungleichzeitigkeiten" kommen, indem sich hier oder dort isolierte

Wandlungsprozesse einstellen, welche u.a. auch die Werte oder die an sie gerichteten Erwartungen und Anforderungen betreffen, sodass frühere Übereinstimmungen hinfällig werden.

In Anbetracht der Ungesichertheit der Übereinstimmung zwischen „objektiven", gesellschaftlich als verbindlich erachteten und „subjektiven", auf der individuellen Ebene verfolgten Werten kann es sich kein Sozialsystem leisten, gänzlich von der individuellen Spontaneität der Wertbefolgung abhängig zu sein. Gerade in komplexen und dynamischen Sozialsystemen wird es vielmehr soziale Normen geben müssen, die ein Mindestmaß an konformem Sozialverhalten sicherstellen. Soziale Normen unterscheiden sich von Werten bzw. Wertorientierungen darin, dass sie als Verhaltenserwartungen mit Geltungsanspruch an die adressierten Individuen oder Gruppen herangetragen werden, ohne dass auch ihre Verinnerlichung angesonnen wird. Sie entlasten somit von der Notwendigkeit, einen Wertkonsens herstellen zu müssen. Je mehr in einer Gesellschaft Normen gegenüber Werten vorherrschen, desto mehr „veräußert" sich dementsprechend aber auch der von gesellschaftlichen Integrations- und Koordinationsbemühungen ausgehende Konformitätsdruck. Im Grenzfall findet eine „Verrechtlichung" statt, mit welcher der Gesellschaft eine hochgradige Flexibilität bei der Bedienung dynamischer Konstellationen psychisch neutralisierter Sacherfordernisse zuwächst. Der Preis ist u.U. jedoch die „Entfremdung" der Individuen, deren Wertorientierungen im „objektiven" Bereich möglicherweise nur noch eine geringe Resonanz erfahren, wie auch die Blockierung des mit diesen verbundenen Humanpotenzials. Am Gegenpol einer solchen Entwicklung findet sich – als fiktive, aber vielfach als wünschenswert betrachtete Möglichkeit – das auf die Etablierung von Tugenden abstellende, die Internalisierung gemeinsamer Wertgehalte anstrebende Sozialsystem.

Kein Sozialsystem kann es sich leisten, gänzlich von der individuellen Spontaneität der Wertbefolgung abhängig zu sein

3. Abgrenzung zu verwandten Begriffen

Haben wir soeben gesehen, dass es sinnvoll ist, zwischen Normen und Werten zu unterscheiden, so wollen wir jetzt das Verhältnis von „Werten" zu einigen artverwandten Ausdrücken klären. Definitorische Unsicherheiten und Unstimmigkeiten finden sich immer wieder im Begegnungsfeld der Begriffe „Wert", „Einstellung", „Präferenz" und „Bedürfnis". Gelegentlichen Vorschlägen, auf den einen oder anderen dieser Begriffe zu verzichten, sollte man aber eher eine Abfuhr erteilen, da sie allesamt wichtige, einander ergänzende Bezeichnungsfunktionen haben. Der Wertbegriff erfasst

z.B. nicht diejenigen zahllosen objektbezogenen Einzelbewertungen, die im gesellschaftlichen Alltag eine Rolle spielen. Der Einstellungs-Begriff vermag hier wichtige ergänzende Dienste zu leisten. Dasselbe gilt für den im ökonomischen Bereich gebräuchlicheren Präferenz-Begriff, der in dieselbe Richtung zielt. Mit der Verwendung des Bedürfnisbegriffs kann der Tatsache Rechnung getragen werden, dass Wertorientierungen im Kontext sozialer Situationen in unterschiedlichem Maße „aktualisiert" und damit subjektiv präsent sein können. Von „Bedürfnissen" lässt sich demzufolge sprechen, wenn man die in konkreten Handlungszusammenhängen „motivkräftig" werdenden Werte hervorheben will. Doch muss man dann davon absehen, unter „Bedürfnissen" die in den Menschen wesenhaft angelegten Antriebskräfte verstehen zu wollen, wie dies z.B. bei der Bedürfnispyramide A. Maslows der Fall ist.

4. Geschichte des Wertbegriffs

Im letzten Drittel des 19. Jh. war es vor allem Friedrich Nietzsche (1844–1900), der den Wertbegriff philosophisch aufwertete, als er die falsche Moral der „Metaphysiker" und ihre Rede von Gut und Böse kritisierte. Er entwarf die enthusiastische Prognose, dass das Wertloswerden der Werte die „Umwertung aller Werte" und ihre kreative Neuschaffung durch die Machtwilligen nötig mache. Nietzsches Vision war die eines „edlen Menschen", der souverän seinen eigenen Willen bildet und in mutiger Bejahung des Lebens seine eigenen Werte setzt, ohne sich dabei von den überkommenen Werten der mittelmäßigen Massen beschränken zu lassen. Er glaubte also, dass die einzig wahrhaft gültigen Werte jene sind, die dieser Mensch aus sich selbst schöpft. Und darin liegt die Tragik seiner Philosophie: Sie bleibt vage darin, wie diese neuen Werte aussehen könnten. In ihrer Kritik der traditionellen Werte ist sie unbestreitbar stark. Ihrer Forderung, dass auch Freiheit, Gefühle, Eigenwille und Selbstverwirklichung zu einem vollen Leben gehören, ist wenig entgegenzusetzen. Doch in der Präzisierung der neuen Werte bleibt sie schwach.

Nietzsches Vision war die eines „edlen Menschen", der souverän seinen eigenen Willen bildet

Neben Nietzsche war der Soziologe Max Weber (1864–1920) die zweite wichtige Stimme, die indirekt als Katalysator für die Entstehung eines positiven ethischen Wertkonzepts fungierte. Weber verbindet sein Postulat der „Wertfreiheit" der Wissenschaft mit der These, dass ethische Verbindlichkeit nur der irrationalen Sphäre des Religiös-Dogmatischen entsprin-

gen könne – womit er die philosophische Ethik kurzerhand als überflüssig abstempelt. Auch bezweifelt er, dass sich die Vielzahl der mit dem Wertbegriff belegten Phänomene auf einen gemeinsamen Nenner bringen lässt, wenn er etwa von einem „Wertpolytheismus" spricht.

Die Philosophie steht nun vor der Herausforderung: Wenn es das, was in der Metaphysik einst „das Gute" war, nicht mehr geben kann, weil die Einheit aus Sein und Sollen zerbrochen ist, benötigt man einen neuen Begriff zur Ablösung des Alten; einen Begriff und eine Theorie, die aber nicht einfach an die Stelle des Alten treten, sondern die der sinnsuchenden metaphysikkritischen Zeit, in der sie entstehen, gerecht werden. Dies ist die Geburtsstunde der sog. Wertphilosophie des frühen 20. Jahrhunderts, zu der die berühmte materiale Wertethik von Max Scheler (1874–1928) zählt. Laut Scheler gelten Werte nicht nur, sie existieren a priori als aufscheinende, „echte Gegenstände" oder „materiale Qualitäten" von Gütern auch unabhängig vom menschlichen Bewusstsein. Wir können Angenehmes, Gutes, Schönes oder Würdiges objektiv erfassen, weil es „daseinsrelativ" ist, das heißt bezogen auf die verantwortungsvollen Menschen in dieser Welt. Dass es Wertqualitäten unterschiedlichen Ranges gibt – vom Angenehmen bis hin zum Heiligen –, ist laut Scheler keine Sache des persönlichen Glaubens; man kann sie durch Anwendung einer phänomenologischen Methode der Reduktion tatsächlich „fühlen". Anders als in Kants formalistischer Ethik steht in der materialen Wertethik die konkrete einzigartige Person im Mittelpunkt. Sie, die durch ihre einzelnen emotionalen Akte des Fühlens, Vorziehens oder Liebens das Liebens-, Hassens- Schätzenswerte erfährt, erlebt sich stets als Teil eines menschlichen „Miteinander".

Anders als in Kants formalistischer Ethik steht in der materialen Wertethik die konkrete einzigartige Person im Mittelpunkt

Schelers ambitioniertes Unternehmen, dem Wesen der Werte und ihrer Stellung zum Menschen auf phänomenologische Weise auf die Spur zu kommen, bleibt allerdings unbefriedigend. Suggestive, quasiliterarische Termini wie „Wertfühlen", „Einsfühlung" oder „Wertverhalten" helfen nicht wirklich weiter, wenn wir verstehen wollen, was es mit Werten und speziell ethischen Werten auf sich hat; auch sind Schelers Ausführungen letztlich nicht kritisierbar. Wenn Werte aber halten sollen, was sie versprechen – nämlich uns Orientierung zu geben und uns zum Handeln zu bewegen –, sollten wir uns ihnen mit größerer analytischer Schärfe nähern.

Je nachdem, wie der Geltungsstatus der Werte, ihr Realitätscharakter und ihr Bezug zum werterkennenden und wertsetzenden Subjekt bestimmt wird, lassen sich zwei grundsätzliche Geltungspositionen unterscheiden: der Wertobjektivismus und der Wertsubjektivismus.

Der Wertobjektivismus (dem auch Scheler zuzurechnen ist) versucht zu belegen, dass es eine von den Strebungen, Motiven und Wünschen des jeweiligen Betrachters unabhängige moralische Realität gibt, in der Werte mit dem Anspruch auf objektive Geltung an uns herantreten. Werte sind demnach solche Eigenschaften, die subjektunabhängig existieren und von uns nur erfasst werden müssen. Wertobjektivisten behaupten daher eine aus objektiven Werten konstituierte normative Realität, die unabhängig von konkreten Wünschen und Interessen der Menschen existiert und einen davon unabhängigen Realitätsstatus hat. Damit einher geht die anthropologische These, dass Menschen die adäquate Fähigkeit haben, objektive Werte zu erkennen und wahrzunehmen und von Gegebenheiten, denen keine Werthaftigkeit zukommt, zu unterscheiden.

Doch solche wertobjektivistischen Positionen waren seit jeher vielfacher Kritik ausgesetzt. So bleibt notorisch unklar, um welchen Typ von Realität es sich bei Werten handeln soll, denn in dem von menschlichen Wünschen und Streben unabhängigen Gefüge der Realität spielen Werte einfach keine Rolle. Neben diese ontologische Schwierigkeit tritt eine erkenntnistheoretische: wie und mit welchen Organen haben wir Zugang zu dieser Realität (hierher gehören dann auch die Andeutungen Ruth Cohns zu einem „organismischen Wertesinn", die aber unbedingt weiterer Ausführungen bedürften) und wie lässt sich die Existenz sehr widersprüchlicher, sich teilweise ausschließender moralischer Ansichten erklären? Und schließlich stehen dem Wertobjektivismus auch praktische Gründe entgegen, da die Annahme einer zusätzlichen Realität keinerlei Orientierungsfunktion haben kann. Denn selbst wenn es neben anderen Entitäten eben auch moralische Entitäten wie Werte gäbe, würde sich daraus in keiner Weise ergeben, wie wir uns dazu verhalten sollen. Wie Werte situatives Handeln motivieren sollen, blieb in den Ausführungen der Wertobjektivisten weitgehend im Dunklen.

Im Gegensatz zur Position des Wertobjektivismus wird im Wertsubjektivismus der Wert und seine Geltung relativ auf ein werterkennendes und werteverwirklichendes Bewusstsein bestimmt und von diesem abhängig gemacht. Wertsubjektivisten behaupten mithin, dass Werte nicht als Gegenstände einer vom Subjekt unabhängigen Realität vorgefunden werden, sondern erst als Antwort auf Interessen, Bedürfnisse und Wünsche und durch Bezug auf konkrete Lebenspläne vom Subjekt konstituiert werden und damit auch nur mit Blick auf diese gelten. Tatsächlich ist mit dem Anspruch, dass Werte gelten, immer auch schon der Bezug zu einem Subjekt, für das ein Wert gilt, mitgedacht. Denn was gilt, gilt nicht „an sich", sondern immer für jemanden.

Was gilt, gilt nicht „an sich", sondern immer für jemanden

5. Werte als Interaktionsresultate

Das vielleicht überzeugendste (und gut mit der TZI verträgliche) Wertverständnis verdanken wir dem amerikanischen Pragmatismus. Nach ihm sind Werte weder bloß subjektiv, noch können sie objektiv aufgefunden werden. Sie haben ihren Ursprung vielmehr in sozialen Interaktionen und werden erst durch diese konstituiert. Die prinzipielle Differenz von Fakten und Werten wird im Pragmatismus als aufgehoben betrachtet, weil beide gleichermaßen Resultate eines sozial-interaktiven Konstitutionsgeschehens sind.

William James (1842–1910) thematisiert Werte im Zusammenhang mit den Akten des Wertens. Werte gibt es in der Natur, sobald es irgendwelche Lebewesen gibt, die einen körperlichen Zustand einem anderen Zustand vorziehen. Werte und Ethik würden in einer Welt ohne physisches Empfinden keinen Sinn ergeben. Werte beruhen auf tatsächlichen Ansprüchen. Es gibt nicht so etwas wie Gültigkeit von Werten außerhalb von Ansprüchen. Ethik ist damit eine empirische Angelegenheit. Es ist nicht die Aufgabe der Philosophie, letzte Werte zu begründen oder Werte zu setzen. Sie greift nur auf, was an Werten schon da ist, und versucht es zu systematisieren. Das verleiht einerseits der Auffassung von James einen stark subjektiven Charakter. Dennoch sind Werte aber auch für ihn nicht nur bloß subjektiv Empfundenes. Zum moralischen Universum kommt es erst, indem mehrere Individuen mit teilweise unterschiedlichen Werten zusammentreten und einen Ausgleich dieser Werte in der Auseinandersetzung suchen. Werte resultieren also einerseits aus der Interaktion mit der Natur und der sozialen Ordnung, andererseits konstituieren sie diese erst. Sie sind Teil der in der Kommunikation geschaffenen Ordnung, wobei Selbst und soziale Ordnung sich gegenseitig ermöglichen.

6. Werte müssen streiten

Zu den schwierigsten Momenten im Leben gehören wohl jene, in denen wir uns zwischen Werten entscheiden müssen, z.B. zwischen Freiheit und Sicherheit. Nehme ich den sicheren, aber langweiligen Job, oder wage ich die Selbstständigkeit? Wir hätten gern beides, Freiheit und Sicherheit, aber eines davon müssen wir loslassen. So zumindest kommt es uns vor.

Doch Ronald Dworkin (1931–2013), einer der wichtigsten politischen Philosophen unserer Zeit, sah es anders. Es gebe eigentlich keine Wertkonflikte, sagte er. Sein Lieblingsbeispiel war der (für ihn) nur scheinbare Widerspruch zwischen Freiheit und Gleichheit in der Politik. Man könne den Menschen keine Freiheit einräumen und gleichzeitig für Gleichheit sorgen, ist

eine verbreitete Ansicht. Entweder man duldet Ungleichheit oder man hindert die Menschen daran, zu tun, was sie wollen. Nach Dworkin jedoch rührte der Anschein eines Wertkonflikts aus einem falschen Verständnis der Werte. So sei Freiheit eben nicht die Möglichkeit, nach Belieben zu handeln, etwa Kinder zu kidnappen oder Omas auszurauben. Für Dworkin ist das eine „blöde" Definition von Freiheit. Nein, Freiheit sei vielmehr die Möglichkeit zu tun, was wir tun sollen (statt wollen). Und wir sind uns doch wohl einig darin, dass wir nicht kidnappen oder rauben sollen. Aber hat das wirklich etwas mit falsch oder richtig verstandener Freiheit zu tun? Das erscheint mir äußerst unplausibel.

Dworkins Wertepazifismus ist eine schöne Vorstellung. Wer sich zwischen zwei Werten zerrissen fühlt, muss einfach die Werte überdenken, und schon löst sich alles in Wohlgefallen auf. In der Dworkin´schen Welt müssten wir gar keine Entscheidungen mehr treffen, sondern nur noch unsere Werte klären. Aber so läuft es leider nicht in unserem Alltag. Im Beispiel von Freiheit, Gleichheit, Raub und Kidnapping mag ja die Sache noch einfach sein. Im allgemeinen Fall jedoch kann auf diese Weise niemand einer Entscheidung entkommen. Was geschieht nämlich bei Wertentscheidungen in der wirklichen Welt? Wir entscheiden uns nicht zwischen Werten, sondern zwischen Handlungsoptionen – zwischen möglichen Welten, in denen diese Werte mehr oder weniger realisiert sind. Die Werte sind dabei quasi die Ideale, die „Leuchttürme", an denen wir uns orientieren, und sie weisen im Konfliktfall in verschieden Richtungen. Würden sie es nicht tun, wäre die richtige Entscheidung offensichtlich. Es gäbe nur einen einzigen, universellen Wert, dem es zu folgen gälte. Wir müssten eigentlich gar nicht mehr über Werte reden. Müssen wir aber doch. Werte werden überhaupt erst dann wichtig, wenn sie in Konflikt geraten, wenn man um die Frage nicht mehr herumkommt: Was ist mir mehr wert? Werte müssen streiten, das hat Max Weber ganz richtig erkannt.

Literatur

Dworkin, Ronald: Was ist Gleichheit? Frankfurt/M. 2011.

Kluckhohn, Clyde: Values and Value Orientations in the Theory of Action. Cambridge, Mass. 1951.

Kmieciak, Peter: Wertstrukturen und Wertwandel in der BR Deutschland. Göttingen 1976.

Perry, Ralph Barton: General Theory of values. New York 1926.